

Mein Vater sitzt in der Küche am Tisch und isst Erdäpfelsterz mit Stoßsuppe. Aus dem Radio klingt die Melodie von »Lili Marlen«.<sup>1</sup> In Vaters Augen stehen Tränen.

»Vor der Kaserne, bei dem großen Tor, stand eine Laterne und steht sie noch davor. So wollen wir uns wiedersehn. Bei der Laterne wollen wir stehn – wie einst, Lili Marlen ...!«

Die Firma Lindpointner erzeugt Tore. Irgendwann hat sie beschlossen, mit dem Lied »Lili Marlen« Werbung für ihre Produkte zu machen. Mein Vater ärgert sich maßlos. Er schiebt die Zunge unter die Unterlippe, wie er es immer macht, wenn er wütend ist, und schnaubt, ich werde dem Bundespräsidenten schreiben und sie verklagen, weil sie dieses Lied in den Dreck ziehen! Die wissen ja gar nicht, was sie anrichten. So etwas kann man der Kriegsgeneration nicht antun! Dieses Lied hat die Soldaten an der Front mit den Lieben zuhause vereint. Wenn im Radio dieses Lied übertragen wurde, haben die Soldaten draußen im Krieg gewusst, dass die zuhause an sie denken. Und jetzt machen die Werbung für ihre Scheißtore, diese Arschlöcher! Er knallt den Löffel seines ehemaligen Militärbestecks auf den Tisch. Das dazugehörige Messer ist ebenfalls noch da, die Gabel im Dunkel der Geschichte verschwunden. Auf den Besteckgriffen kann man noch den Reichsadler erkennen – das Hakenkreuz wurde nach dem verpassten Endsieg herausgekratzt. Er steht auf und sagt, ich muss noch in den Keller gehen.

Später schreibt er dann doch keinen Brief an den Bundespräsidenten und verklagt hat er auch niemanden.

Mein Vater wird 1923 geboren. Danach kommen sein Bruder Robert und seine Schwester Hanna zur Welt. Als Ältester wird er immer dafür verantwortlich gemacht, was sein jüngerer Bruder tut. Robert hingegen ist das Liebkind. Mein Vater sagt später, der Robert ist eben der Robert – aber ich bin eben immer nur der Hans. Er versteht sich mit seinem Vater, meinem Großvater, nicht wirklich gut. Wenn es zu schlimm ist, flüchtet mein Vater

---

<sup>1</sup> Das Lied wurde ab 1941 bei den Soldaten an sämtlichen Fronten des Zweiten Weltkrieges durch die Sängerin Lale Andersen populär (Text: Hans Leip 1915, Melodie: Norbert Schultze 1938).

zum Pollinger-Großvater. Dort ist er vor den Wutausbrüchen seines Vaters sicher. Später protestiert er, indem er einfach im Bett liegen bleibt und nicht »zur Zeit« aufsteht. Dort träumt er von der weiten Welt. In der Natur verbringt er Stunden damit, im Gras zu liegen und die Insekten am Wegrain zu beobachten. Seine Mutter meint später, vielleicht wäre er ein guter Botaniker geworden. Er kann sehr gut zeichnen und hat eine wunderschöne Handschrift, die für mich zwar hübsch anzusehen, aber deswegen noch lange nicht lesbar ist. Ich bewundere seine sorgfältig ausgeführten Naturstudien. Nach vier Jahren Volksschule besucht er die Hauptschule – nicht nur acht Jahre die Volksschule, wie damals hier zu Lande noch weitgehend üblich.

Mein Vater ist immer am falschen Platz. Ob nun vor der Essezuglade des klobigen, blauen, von vielen Jahren des Gebrauches deutlich gekennzeichneten Holztisches in der alten Küche, als Weinbauer in Liebenbach oder als eingeheirateter Schwiegersohn am Hof der Schwiegereltern. Seinen Traum von der Seefahrt erfüllt er sich 1941, als er sich freiwillig zur deutschen Kriegsmarine meldet.

Ein Mann, der keinen Krieg erlebt hat, ist kein richtiger Mann. Ich war im Weltkrieg an der Front, erzählt der Großvater immer und meint damit natürlich den Ersten Weltkrieg. Nachdem zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die deutsche Wehrmacht so ziemlich überall am Gewinnen ist, denkt sich mein Vater, lange kann es nicht mehr dauern. Am Ende gewinnen die den Krieg ohne mich! Also melde ich mich freiwillig, gewinne noch ein bisschen mit und bin dann auch ein richtiger Mann!

Er fährt einige Jahre in der Nordsee und im Ärmelkanal als »Signalgast« auf einem bewaffneten Transportschiff umher und befördert unter anderem schwedisches Eisenerz von Norwegen nach Deutschland, damit man dort Panzer, Kanonen und natürlich auch Schiffe bauen kann – für den »Endsieg«. Sein Job ist es, mittels Fahnen- oder Lichtsignalen Nachrichten von Schiff zu Schiff zu übermitteln.

Der Krieg und die Seefahrt bieten meinem Vater die Möglichkeit, ein bisschen was von der Welt zu sehen. Auch wenn dort ge-

rade scharf geschossen wird. Er kommt bei seinen Fahrten bis ans Nordkap – und träumt jahrzehntelang davon, noch einmal die Mitternachtssonne zu sehen.

Er kommt auch nach Frankreich. Aber nicht über staubige Landstraßen marschierend oder in glühend heißen, ungemütlichen Panzern, sondern etwas kommoder per Schiff. Er hat ja sogar im Krieg jeden Tag ein Bett zum Schlafen gehabt und Hunger hat's am Schiff auch nicht gegeben, hält ihm die Oma des Öfteren vor, wenn er beginnt, von seinen Heldentaten zu erzählen. Derweil er mit dem Schinakel am Meer herumgefahren ist, sind andere in Russland im Dreck verreckt! Ach halten Sie doch ihre lose Pappen, Sie alte Kanaille!, murrte er zurück.

Mit seinen achtzehn Jahren war es aufregend in Brest oder Le Havre – oder gar in Paris, der Stadt der Liebe. Aber als österreichischer Weinbauernsohn ist er in einem großdeutschen Krieg letztlich auch am falschen Platz. Doch er glaubt an den Sieg – denn »der Dank des Vaterlandes wird euch gewiss sein«. Keine Ahnung, wie oft ihm das damals eingetrichtert wurde, hirngewaschen mit Endsieg-Parolen. Doch bekanntlich wird aus dem Endsieg nichts und damit hält sich auch der Dank des Vaterlandes in bescheidenen Grenzen.

Trotz seiner Liebe zur Seefahrt ist aber im Februar 1945 ein Schiff wiederum kein guter Platz – als es nämlich von englischen Fliegern angegriffen und versenkt wird. Der Sog des sinkenden Schiffes reißt ihn zweimal in die Tiefe. Und das bei Februar-Temperaturen vor Hamburg – Gedanken an meine Mama – tausendmal erzählt er es und jedes Mal steigen ihm wieder Tränen in die Augen. Dann fischen ihn die Amerikaner aus der Nordsee und nehmen ihn gefangen. Später gelingt es ihm, aus dem Gefangenenlager abzuhausen und sich nach Österreich durchzuschlagen – zu Verwandten nach Salzburg, nicht nachhause, weil dort ist die russische Besatzungszone. Wie alle anderen hat auch er damals Riesenschiss vor »den Russen«.

Jedenfalls überlebt mein Vater den Krieg – sein Bruder Robert nicht. Er wird noch kurz vor Kriegsende zur Waffen-SS<sup>2</sup> ein-

---

<sup>2</sup> Schutz-Staffel

gezogen – und sofort abkommandiert, um die Ostfront, oder das, was von ihr vor Berlin noch übrig war, zu retten. Er stirbt mit zwanzig Lebensjahren im September 1946 im Spital des russischen Kriegsgefangenenlagers bei Kirsanov. Er ist schlicht und einfach vor lauter Hunger verreckt! Die haben ihn krepieren lassen, wie den letzten Hund, ist Vater überzeugt.

Einige Jahre nach dem Krieg, im Februar 1948, heiraten meine Eltern. Meine Mutter sagt, das ist der Mann, mit dem gemeinsam ich der Welt ein Loch schlagen könnte, und zwar akkurat dort, wo sie am dicksten ist. Ich wäre mit ihm überall hingegangen – bis ans Ende der Welt, wenn es sein hätte müssen. Es musste aber nicht sein und niemand hat bis heute der Welt ein Loch geschlagen, am allerwenigsten dort, wo sie am dicksten ist. Mein Vater heiratet also ein auf den Hof der Schwiegereltern. Dort hat er jedoch nichts zu reden. Soll ich mir vielleicht gar unterm Tisch das Licht einleiten lassen, damit ich wenigstens dort in Ruhe meine Zeitung lesen kann?, murt er öfters.

Mit seiner Schwiegermutter – meiner Oma – ist er immer »per Sie« – auch wenn er »Sie elendige Kanaille, Sie dreckige« zu ihr sagt. Alt und Jung gehören eben nicht unter ein Dach, erkennt Mutter später.

Meine Mutter hat in ihrer Kindheit Angst vor drei Dingen: vor dem Doktor, weil er ihr wehtun könnte, vor dem Rauchfangkehrer, weil er schwarz angezogen ist, und vor Zigeunern. Wenn du schlimm bist, dann nehme ich dich mit, hat eine zahnlose Zigeunerin einmal zu ihr gesagt.

Meine Mutter wird 1924 geboren. Sie ist eine Frühgeburt und kommt bereits mit acht Monaten zur Welt. Eine Schwangerschaft vor ihr und eine nach ihr enden mit einem Abortus. Meine Mutter ist quasi ein Sandwichkind ohne Geschwister. Während in anderen Familien zu dieser Zeit drei, vier, fünf und mehr Kinder leben, genießt sie die Vor- und Nachteile eines Einzelkindes.

Beispielsweise müssen andere ein Fahrrad mit einigen Geschwistern teilen und verfügen daher nur jedes dritte oder vierte Wochenende über diesen Luxus auf zwei Rädern. Meine Mutter

hingegen hat ihr Fahrrad jedes Wochenende ungeteilt zur Verfügung. Natürlich hat sie es auch wochentags, doch das zählt nicht, denn da wird gearbeitet.

Auf der Straße spielt sie mit ihren Freundinnen »Nigerl-Treiben«. Dabei wird ein kleiner Holzkreisel mithilfe einer kleinen Peitsche, bestehend aus einem Stöckchen mit einer daran festgebundenen Schnur, in Drehung versetzt. Man wickelt die Peitschen-Schnur um den Kreisel und schleudert diesen dann weg. Wenn zufällig ein Ochsenfuhrwerk des Weges gekommen ist, haben wir unser Nigerl einfach aufgehoben und haben hinter dem Wagen weitergespielt, erzählt sie. Als ich das erste Mal in meinem Leben ein Flugzeug am Himmel gesehen habe, habe ich gedacht, jetzt gibt es sogar schon Autos in der Luft!

Allerdings gibt es auch auf dem Boden vorläufig kaum Autos – Mutter kennt alle Besitzer namentlich: Den Kaufmann-Max, der ist Doktor, den alten Postpischil-Wirt und den Mantler-Weinhändler. Letzterer wird der »Stockerl-Mann« genannt, denn er ist gehbehindert und stellt anstatt von Krücken stets ein Stockerl vor sich her, an dem er sich beim Gehen festhält. Zahlreicher als Flugzeuge und Autos sind zu dieser Zeit die Läuse. Es gibt immer wieder Läuse-Plagen. Jeden Donnerstag werden die Haare mit Petroleum gewaschen. Dann wird ein Kopftuch umgebunden und schlafen gegangen. Am nächsten Morgen sind die Läuse hinüber – die Kopfhaut auch.

Als meine Mutter gerade zehn Jahre alt ist, sieht sie zum ersten Mal ein ihr bis dahin unbekanntes Zeichen, das jemand mit weißer Kalkfarbe an ein Haustor gepinselt hat: Es ist ein schräg stehendes Kreuz mit eigenartigen, nach rechts gerichteten Haken an den Enden. Sie weiß nicht, dass die Erwachsenen dieses Zeichen Hakenkreuz nennen, dass in Deutschland bereits Millionen Menschen unter diesem Symbol marschieren und dass sie in den nächsten Jahren noch sehr viele Hakenkreuze sehen wird. Jetzt sind sie also bei uns auch schon, sagt ihr Vater, als sie mit einem Stöckchen in den Sand ritzt, was sie gesehen hat, und ihn fragt, was das ist. So, jetzt haben wir den Scherben auf! Ein paar Jahre später verschwindet Österreich von den Landkarten.

Mutter geht nicht zum BdM.<sup>3</sup> Ihr Vater stellt es ihr frei, unter einer Bedingung: Kannst schon hingehen zu denen, wennst unbedingt willst. Aber in der Früh musst du aufstehen, dass du es gleich weißt! Nachdem die BdM-Zusammenkünfte immer am Abend sind, entscheidet sich meine Mutter fürs Ausschlafen. Das ist besser, als am Lagerfeuer treudeutsche Lieder zu singen und darauf vorbereitet zu werden, dass Frauen eigentlich nur dazu auf der Welt sind, um dem Führer einmal stramme Soldaten zu gebären. Dann kommt der Krieg und Mutter verliebt sich in meinen Vater. Sie verspricht ihm noch vor dem Einrücken, dass sie ihn heiraten wird. Auch wenn er als Krüppel aus dem Krieg zurückkommen sollte. Und wenn meine Mutter etwas verspricht, dann hält sie es auch.

Nach Beendigung der obligaten acht Jahre Volksschule bekommt sie von ihrem Vater, den sie sehr verehrt, einen Spaten, eine Haue und eine Grabgabel. Nun hat sie ihr eigenes Werkzeug. Die Arbeit steht immer im Zentrum ihres Lebens. Müßiggang ist aller Laster Anfang, sich immer nützlich machen, nur nicht faul sein. Das bringt Ansehen. Ihr Vater klopft jeden Morgen ans Zimmerfenster: Aufstehen, Mädels, Zeit ist. Es ist fünf Uhr früh. Dann steht sie auf und geht mit ihren Eltern in den Weingarten oder aufs Feld zur Arbeit. Morgenstund hat Gold im Mund – mehr Zeit ist nicht für Philosophie. In acht Jahren Volksschule sind wir in Geografie nicht über Österreich hinausgekommen, sagt sie. Ihre Eltern, die Hausners, sind rechtschaffene Weinbauern und mein Großvater ist ein untadeliger Mann. Er geht jeden Sonntagvormittag nach der Messe ins Wirtshaus zum Fragner-Wastl und kommt punkt elf Uhr nachhause zum Mittagessen. Denn gegessen wird um elf! Das war schon immer so. Der Fragner-Wastl kauft ihm auch einen Großteil des Weines ab.

Obwohl Mutter zeitlebens im Weinbau gearbeitet hat, trinkt sie nie mehr als zwei, maximal drei Achtel Wein. Wird sie bei festlichen Anlässen aufgefordert, zur Feier des Tages doch noch ein Gläschen zu trinken, sagt sie, wollts mir einen Rausch anhängen? Ich hab mein Lebtag noch keinen Rausch gehabt und

---

<sup>3</sup> Bund deutscher Mädels – weibliches Pendant zur Hitler-Jugend (HJ)

für meinen ersten bin ich jetzt auch schon zu alt! Sagt es und trinkt partout keinen Schluck mehr. Ist der Gastgeber keck und versucht trotzdem nachzuschicken, dreht sie aus Protest einfach das Glas um und stellt es verkehrt auf den Tisch. Nein, habe ich gesagt, und dabei bleibt es!

Mit der gleichen Hartnäckigkeit weigert sie sich um Geld zu spielen oder zu wetten. Nicht einmal um ein paar Groschen. Beim Kaffeekränzchen der Kuntner-Tante wird immer Jolly gespielt. Der Punkt um einen Groschen. Wenn die Damen einen ganzen Sonntagnachmittag spielen, geht es um einen Gewinn oder Verlust von ein paar Schilling<sup>4</sup> – das ist der Gegenwert von ein paar Semmeln. Meine Mutter spielt nur dann mit, wenn es nicht um Geld geht. Dabei kann man das sonntägliche Kaffeekränzchen der Kuntner-Tante beileibe nicht als Zockerrunde bezeichnen. Mutter bleibt eisern: Ich wette nicht und ich spiele nicht um Geld!

Mutter ist immer pünktlich. Damit sie ja nicht zu spät kommt, hat sie ein eigenes Uhrensystem entwickelt. Jede Uhr im Haus geht um eine bestimmte Anzahl von Minuten vor: der Wecker um eine Viertelstunde, damit sie nicht gleich aus dem Bett springen muss, wenn er läutet, die Küchenuhr um zehn Minuten, die Armbanduhr um fünf Minuten. So ganz genau weiß nur sie, welche Uhr um wie viele Minuten vorgeht. Das ist ihre eigene Wissenschaft. Erst als ich eine eigene Armbanduhr bekomme, weiß ich endlich, wie spät es wirklich ist.

Anfang der 60er Jahre schenkt meine Oma meiner Mama zu Weihnachten ein Moped – eine lindgrüne »Stangl-Puch«.<sup>5</sup> Zwar freut sie sich darüber, weil ihre Schwägerin auch eine bekommen hat, aber sie traut sich nicht damit zu fahren. Schließlich zeigt ihr mein Onkel, wie es geht. Er startet ihr das Moped und sie fährt eine kleine Runde bis zur Volksschule und wieder zurück. Als sie retour kommt, weiß sie nicht, wie man von diesem Teufelsstuhl wieder heil herunterkommt. Zum Glück wartet mein Onkel noch und fängt sie auf. Alles ist gut gegangen. Bei

<sup>4</sup> Österreichische Währung von 1924 bis 2001 (mit Unterbrechung im Dritten Reich, als Österreich an Hitler-Deutschland angeschlossen war), 1 Euro = 13,7603 Schilling; 1 Schilling hatte 100 Groschen.

<sup>5</sup> Puch MS 50

nächster Gelegenheit fährt sie mit ihrer neuen Errungenschaft in den Weingarten. Dort angekommen, bemerkt sie, dass ihr noch immer niemand erklärt hat, wie man das Ding wieder abstellt. Was mache ich, wenn ich das Moped nicht anhalten kann? Ich muss glatt abspringen und es an einem Baum festbinden, damit es mir nicht davonfährt, erzählt sie. Aber dann habe ich doch noch den Knopf zum Abstellen gefunden, schmunzelt sie.

Über meine »Susi«, so nennt sie fortan ihren Feuerstuhl mit seinen 2,4 PS, lasse ich nichts kommen. Obwohl ihr die Susi nicht immer gehorcht und manchmal zur Unzeit verreckt. Eines Tages, Mutter ist mit ihrem Moped in einen Weingarten im Krendelskirchner Feld unterwegs, zieht ein mächtiges Gewitter auf. Sie beschließt angesichts des drohenden Unwetters, lieber rasch nachhause zu fahren. Doch Susi verweigert ihre Dienste. Mutter putzt die Zündkerze und versucht neuerlich zu starten. Doch sosehr sie sich auch plagt, die Susi pfeift ihr was. Also muss sie ihr Moped nachhause schieben. Das Unwetter kommt. Sintflutartiger Regen verwandelt die Feldwege in tiefgründige Matschpisten. Die Arbeitsjacke saugt sich mit Wasser voll und wird mit jedem Tropfen schwerer. Jeder Schritt ist mühsam, es ist rutschig, der Dreck knöcheltief, und ein Moped, das nicht fährt, ist nicht einmal die Hälfte wert. Es ist eine wahre Schlammschlacht. Als sie endlich nach einstündigem Marsch heimkommt, gleicht sie den armseligen Resten einer besiegten Armee. Dennoch, Mama liebt das Mopedfahren über alles, weil mit dem Moped bin ich wer, sagt sie. Weil Auto fahren kann ich nicht und einen Chauffeur kann ich mir nicht leisten. Über meine Susi lass ich nichts kommen!

Mama fährt auch mit dem Traktor – aber nur, wenn es sein muss und Not am Mann ist. Sonst überlässt sie das Traktorfahren lieber meinem Vater.

Technischen Neuerungen gegenüber ist Mama grundsätzlich einmal skeptisch. Eben sind Kaffeemaschinen modern. Das ist doch alles ein Glumpert, ich mache meinen Filterkaffee, wie ich ihn immer gemacht habe. Wasser kochen und aufgießen. Zu was brauch ich eine Kaffeemaschine? Die Kaffeemaschine kommt

trotzdem ins Haus. Mutter muss man manchmal zu ihrem Glück zwingen. Du musst sie ja nicht verwenden, wenn du nicht willst. Na ja, so schlecht ist der Kaffee aus der Maschin gar nicht, sagt sie später. Sie trinkt Kaffee leidenschaftlich gern – mit viel Milch und nicht zu stark, einen Blümchenkaffee, wie sie das bezeichnet. Für ein Häferl Kaffee könnt ich sterben, sagt sie.

Bei der Frage, ob wir ein Telefon kriegen sollen, macht sie das gleiche Theater – so etwas brauchen wir nicht. Nur damit du in der Gegend herumtelefonieren kannst. Das kostet ja alles einen Haufen Geld! Es kostet mich Jahre, bis ich ihr klarmachen kann, dass man heutzutage eben ein Telefon benötigt. Der Anschaffung einer Gasheizung stimmt sie erst zu, als es ihr zu anstrengend ist, die schweren Koks-Kübel zu heben, um den Zentralheizungsöfen zu befüllen.

Mutter ist die Sicherheitsnadel unserer Familie – wenn etwas entzweigerissen ist, ist sie die Einzige, die alles zusammenhält. Sie redet nie über das, was sie wirklich will. Sie ist immer für die anderen da und beklagt sich nicht. Zum Dulden erzogen. Wie eine Märtyrerin, wie das sprichwörtliche biblische Lamm. Wenn ihr mein Vater eine auf die rechte Wange schlägt, hält sie auch noch die linke hin. Während er trinkt, betet sie. Zu Maria, der Mutter Gottes. Jeder löst Probleme auf seine Art: Mutter geht in die Kirche und betet, Vater geht in den Keller und trinkt.

Meine Mutter weiß nicht, warum mein Vater zu trinken begonnen hat. Oder sie will es nicht wissen. Sie sagt nur, es dauert alles seine Zeit! Dann ist es vorbei. Das ist ihr ein Trost.

Über Probleme wird bei uns nie geredet – die werden weg-gebetet, geschluckt oder hinuntergespült. Das Wichtigste ist, dass alles in der Familie bleibt. Ja nichts nach außen tragen, niemanden belasten! Das wäre eine Schande. Das wird mir von klein auf eingimpft. Niemand haut auf den Tisch und sagt, das ist ein Wahnsinn, so kann es nicht weitergehen. Niemand sagt, was er wirklich will. Die Kunst, Nichtgesagtes zu hören und dafür Gesagtes nicht zu hören wird bei uns zu höchster Perfektion getrieben. Niemand stellt die Frage, warum alles so gekommen ist, wie es eben gekommen ist, und ob man nicht doch etwas ändern

könnte, wüsste man nur, was der andere will. Alles ist Schicksal, alles ist letztlich gottgewollt.

\* \* \*

Die Beatles geben am 29. August 1965 in der Hollywood-Bowl ein Live-Konzert. Unter anderem wird »Help« und »Can't Buy Me Love« gespielt. Paul McCartneys Mikrofon funktioniert während der ersten vier Songs nicht. Auf den Tag genau ein Jahr später werden sie in San Francisco zum allerletzten Mal gemeinsam auftreten.

Kein Mensch war bisher auf dem Mond, allerdings hat ein gewisser Juri Alexejewitsch Gagarin vor ein paar Jahren schon die Erde im Weltraum umkreist. In Wien erregen die Aktionisten Günter Brus, Otto Mühl und Hermann Nitsch mit Happenings wie »Wiener Spaziergang« und »Penisspülungen« die Gemüter. Noch haben Computer Seltenheitswert, sind dafür aber so groß wie mittlere Saurier und dennoch nicht einmal halb so intelligent wie diese. Um ihnen Wissen einzuflößen, muss man sie mit Kartontäfelchen füttern, in die seltsame Lochmuster gestanzt sind. Internet, E-Mail und Handys sind noch unbekannt, ein Telefonanschluss in jedem Haus ist noch lange nicht selbstverständlich. Es gibt noch nicht einmal Postleitzahlen<sup>6</sup> in Österreich. Musik wird auf schwarzen »Schallplatten« aus Vinyl gespeichert, auf die man höllisch aufpassen muss, damit man sie nicht zerkratzt. Noch hat das Transistorradio die guten alten Röhrenapparate nicht verdrängt.

Deutschland ist in Ost und West gespalten. Manifestes Symbol für die Teilung Europas ist die Berliner Mauer. Quer durch Europa spannt sich ein »Eiserner Vorhang« aus viel Stacheldraht, Minenfeldern und Selbstschussanlagen. NATO und Warschauer Pakt garantieren der Menschheit mit tausenden Atombomben den Frieden und im Bedarfsfall die völlige Ausrottung. Noch ist kein Frühling in Prag und Christiaan Neethling Barnard ist ein unbekannter Chirurg in Südafrika. Das ändert sich allerdings

---

<sup>6</sup> Die österreichische Post führt Postleitzahlen im Jahr 1966 ein.

schlagartig, als er die erste erfolgreiche Herztransplantation<sup>7</sup> am Menschen durchführt.

Während andernorts die amerikanische Raumkapsel »Gemini 5« nach achttägigem Flug in der Schwerelosigkeit auf Position 29°44' Nord und 69°45' West in der Nähe der Bermuda-Inseln in den Atlantik platscht, lande ich nach neunmonatigem Aufenthalt im Bauch meiner Mutter bei 48°28' Nord und 15°40' Ost sanft auf dem europäischen Festland in Liebenbach. Ich erblicke das Licht der Welt in Gestalt von vier 40-Watt-Glühbirnen am Luster des elterlichen Schlafzimmers. Es ist ein Sonntag gegen Ende des Sommers im Haus meiner Eltern. Da es ein kühler, verregneter Sommer ist, hat meine Mutter während der Schwangerschaft immer einen weiten Mantel getragen. Es ist niemandem aufgefallen, dass ich schwanger war, erzählt sie später. Sonntagskinder haben immer Glück, sagt meine Mutter. Glück muss man haben und Hans muss man heißen, meint mein Vater. Aber nur, weil er zufällig Hans heißt.

Ich bin das dritte Kind meiner Mutter, der ungeplante Nachzügler. Lass es doch wegmachen, hat die Kuntner-Tante meiner Mutter geraten, du wirst dir das doch nicht jetzt noch mal antun? Nicht deswegen, weil ich behindert sein sollte, das hat zu dieser Zeit noch niemand gewusst. Meine Schwester ist schon fünfzehn und mein Bruder vierzehn Jahre alt – also aus dem Größten heraus, wie man hier zu Lande sagt. Endlich ein bisschen Freiheit in Sicht. Nicht dauernd das Gefühl haben zu müssen, nur wegen der Kinder auf Gedeih und Verderb an meinen Vater gekettet zu sein. Außerdem ist meine Mutter doch schon vierzig Jahre alt, als sie mit mir schwanger wird.

Kommt Zeit, kommt Rat, meint die Mutter schulterzuckend und fügt sich ins für sie Unvermeidliche.

Frau Birnstingel, die Hebamme, die bei der Entbindung hilft, wundert sich, dass es bei uns trotz des schlechten Sommers schon rote Paradeiser gibt. Jessasmaria, was habts denn denen für einen scharfen Witz erzählt, dass sie schon rot sind? Es ist früher

---

<sup>7</sup> im Jahre 1967

Morgen und ich werde als Erstes dem Herrn Lechner, einem unserer Nachbarn, der eben aus dem Haus geht, beim Küchenfenster gezeigt. Jö, schau, jetzt habts noch einen kleinen Buben gekriegt, sagt er.

Die Hebamme merkt gleich nach der Geburt, dass etwas nicht in Ordnung ist. Sie sagt, ich weiß nicht recht, der kleine Kerl hat ganz verdrehte Füße. Na, da bekommt er Gipsfüße und es wird schon werden. Als sie am nächsten Tag wiederkommt, sagte sie, Jessasmaria, der Bub schwitzt so viel und die Füße rührt er überhaupt nicht. Ich glaube, der hat was auf dem Herzen. Da brauch ma sofort einen Doktor!

Ich werde in einen Wickelpolster gepackt und die Rettung bringt meinen Vater und mich zum Kinderarzt nach Krendelskirchen. Dieser untersucht mich und stellt einen Knoten bei der Niere fest. Auf der Heimfahrt speibe ich und bekomme den Namen Andreas. Zuhause angekommen stillt mich meine Mutter noch einmal. Dann fahren mein Vater und mein Onkel mit mir nach Wien ins Preyer'sche Kinderspital. Die Untersuchungen ergeben, dass irgendetwas mit meiner Wirbelsäule nicht in Ordnung ist. Eine Kontrastflüssigkeit wird in den Wirbelkanal eingespritzt und bleibt auf der Höhe des ersten Lendenwirbels stecken. Dort ist das Rückenmark unterbrochen. Ich muss im Spital bleiben. Nach vierzehn Tagen kommen meine Eltern, um ihre Zustimmung zu einer Operation zu geben. Die Ärzte sagen, dass der Eingriff unbedingt notwendig ist. Ob ich allerdings überleben werde, ist zweifelhaft.

Der Tumor reicht bis ins Rückenmark. Er wird im Allgemeinen Krankenhaus in Wien herausgeholt. Ich bin zwei Wochen alt, als Prim. Dr. Kraus mich operiert. Beide Beine, die Blase und der Mastdarm sind gelähmt. Meine Eltern müssen einen gewaltigen Geldbetrag für die Operation bezahlen. Es gibt keine staatliche Sozialversicherung, die derartige Kosten übernehmen würde. Meine Eltern sind aber insofern fortschrittlich, als sie eine Privatversicherung haben, die immerhin einen – wenngleich nur minimalen – Betrag übernimmt. Später kündigt mein Vater aus lauter Ärger den Vertrag, weil die Versicherung so wenig bezahlt hat. Lauter Arschlöcher, die können mich kreuzweise!